

Queer Studies

Dennis Krämer

Eine körpersoziologische Perspektive eröffnet für die Queer Studies nützliche Anschlüsse, um die Irritation, Subversion und Transformation von Geschlechter- und Sexualordnungen als sozial konstituiert zu begreifen und diese vom Körper aus zu beschreiben. Um dies zu zeigen, wird in einem ersten Schritt ein Überblick über die Grundzüge der Queer Studies gegeben. Anschließend wird die Rolle des Körpers in verschiedenen queertheoretischen Arbeiten herausgestellt. Am Beispiel des Drag wird eine queere Praxis für eine über den Körper verwirklichte Transgression des Binären vorgestellt. Ein Verhältnisbestimmung von Queer Studies und Körpersoziologie schließt den Beitrag ab.

1 Grundzüge der Queer Studies

Ist eine Gesellschaft ohne Geschlechter denkbar?

Für wen ist eine ‚geschlechtslose‘, eine ‚postgender-world‘, erstrebenswert?

Und was würde sie für die geschichtlich gewachsene und biologisch scheinbar notwendige Organisation verschiedener sozialer Sphären bedeuten, für Familie, Partnerschaft, Erziehung, Fortpflanzung oder den Sport?

Diese Fragen verweisen auf aktuelle geschlechterpolitische Entwicklungen, die sich durch zwei gegensätzliche Emanzipationsbemühungen auszeichnen: Parallel zu den Protesten von #MeToo, Femen, Slutwalks oder One-Billion-Rising, bei denen sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts Personen auf das geteilte Unterscheidungsmerkmal ihres weiblichen Geschlechts berufen, um öffentlich gegen sexuelle Übergriffe, juristische Ungleichbehandlung sowie ökonomische Geringschätzung zu protestieren, ist seit den

D. Krämer (✉)
Bochum, Deutschland
E-Mail: dennis.kraemer-u9b@rub.de

1980er Jahren aus der Lesben- und Schwulenbewegung, der AIDS-Krise sowie der Kritik von inter* und trans* Personen eine Bewegung hervorgegangen, die unter dem Label „Queer“ agiert und sich für die gesellschaftliche Anerkennung geschlechtlicher und sexueller Identitäten fernab einer binären Klassifikation einsetzt. Ihre Bemühung geht über Fragen der lesbischen und schwulen Identität hinaus und öffnet sich inzwischen für all jene, deren geschlechtliche und sexuelle Existenz angesichts eines normativen Dimorphismus als uneindeutig, abweichend oder krank marginalisiert wird. Historisch fällt ihr Anliegen zugleich in eine Zeit, in welcher verschiedene Entwicklungen eine zunehmende Entgrenzung traditioneller Existenzformen heraufbeschwören: Die Kommerzialisierung des Internets am Ende der 1980er Jahre hat die Infrastruktur für global kommunizierende Netzkulturen geschaffen und so auch den Weg dafür geebnet, dass Variationen von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten fernab einer biologisch-materiellen Klassifizierung im virtuellen Raum behauptet werden können: Ein Produkt dieser Entwicklung stellen z. B. „Online Intersex Communities“ (Still, 2008) dar, in denen sich inter* Personen über die Zugehörigkeit ihres Geschlechts austauschen und gemeinsam nach Begriffen suchen, um eine psychosoziale Geschlechtszugehörigkeit als Variation zu adressieren. Analog hierzu wird der Prozess der Entgrenzung von ehemals futuristischen Visionen über technologische Upgrades an menschlichen Körpern, Bioenhancement, humanoide Robotik, autonome Fahrzeuge sowie das Klonen von Menschen flankiert, welche die traditionellen Vorstellungen von einer schicksalhaften ‚conditio humana‘ mehr und mehr als nicht zwingend biologisch determiniert erfahrbar machen. Im akademischen Feld wird der beobachtete Prozess der Entgrenzung im Rahmen von Diskussionen über das Post- und Transhumane sowie mit Blick auf das Thema mittels des aus diesen Diskussionen stammenden Begriffs des „Postgenderismus“ erörtert, welcher einfordert, angesichts neuer gesellschaftlicher Freiheiten eine binäre Limitierung von Geschlecht zu überwinden (vgl. Hester, 2004).

Die Queer Studies lassen sich als heterogenes Feld mit eindeutigem Bezug charakterisieren: Einerseits stehen sie für eine interdisziplinäre Forschungsrichtung, welche verschiedene Felder wie Philosophie, Soziologie, Psychologie, Pädagogik oder Politikwissenschaft umfasst und von einigen gerade über diese Heterogenität und Unbestimmtheit zusammengefasst werden; andererseits existiert angesichts der heterogenen Bezüge ein Konsens hinsichtlich dessen, „dass die Denaturalisierung, Reflexivierung und (herrschafts-)kritische Hinterfragung sexualpolitischer Kategorien vor allem hinsichtlich ihrer vermeintlichen Eindeutigkeit und Stabilität das Kernthema queerer Reflexionen und Praxen seien.“ (Villa, 2007, S. 165) In diesem Sinne stellt sich Queer ‚quer‘ zu einer fixen Identitätspolitik und lässt sich als Widerstand gegen gesellschaftliche Mechanismen der geschlechtlichen und sexuellen Homogenisierung lesen.

Bei dem Begriff „Queer“ handelt es um ein sogenanntes ‚Geusenwort‘, dessen ursprüngliche Intention darin bestand, nicht-heteronormative Personengruppen zu denunzieren und der in seiner neuen Konnotation darauf abzielt, eine vormalige Abwertung durch Selbstadressierung in ihren Gegensatz zu verkehren. Geusenwörter stellen so gesehen ein sich im Sprachlichen vollziehendes ‚Stigma-Management‘ dar, dessen Intention darin liegt, eine

diskriminierende Semantik durch zielgerichtete Aneignung von ihrem pejorativen Potenzial zu lösen und in der zwischenmenschlichen Kommunikation als etwas Positives zugänglich zu machen. Vor diesem Hintergrund steht „Queer“, das übersetzt so viel wie „seltsam“, „schräg“ oder „komisch“ heißt, für eine begrifflich geführte Neuaushandlung, mit der sich Personen außerhalb einer heteronormativen Ordnung positionieren.

Gleichzeitig zeigt sich der identitätspolitische Prozess der Entgrenzung in einer massiven Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Geschlechtsbezeichnungen und -identitäten sowie in einer anhaltenden Suche nach neuen Klassifikationen, mit dem Ziel, ein erweitertes Verständnis von Geschlecht und Sexualität zu etablieren. Exemplarisch zeigt sich dies etwa daran, dass es aktuell nicht nur an einer Einheitlichkeit hinsichtlich dessen fehlt, wo die Gruppe der ‚Queers‘ beginnt und wo sie aufhört, etwa bei der Gruppe der LGBT, LBGT*IQ oder bei LGBTQIA+ (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersex, Asexuality sowie +für alle anderen nicht-binären Geschlechter und Sexualitäten). Auch kommen einige in diesen Abkürzungen noch nicht vor und ziehen stattdessen andere Begriffe heran, um ihre geschlechtliche und sexuelle Identität zu adressieren; hierzu zählen u. a. Gruppen wie die sissyboys, tomboys, nichtbinären („non binaries“), enbies (von „nb“ für „non binary“), gender fluids, hermaphrodites, butches, lipstick lesbians, drags, femmes, androgyns.

In dieser Hinsicht steht „Queer“ in doppelter Hinsicht für eine Verkehrung der heteronormativen Verhältnisse: Einerseits für eine bewusste Adaption einer vormals diskriminierenden Adressierung nichtbinärer Geschlechter und Sexualitäten. Andererseits richtet sich der Begriff gegen die bestehenden Gesellschaftsordnungen, die eine normative Einteilung der Geschlechter über die individuelle und institutionelle Selbst- und Fremdzuschreibung entfalten. Zusammenfassend hat „Queer“ somit eine dreifache Bedeutung: Als Adjektiv „queer“ fungiert es erstens als Anzeiger einer personalen Selbstbezeichnung und der mit dieser forcierten gesellschaftlichen Einordnung in einer geschlechtlichen und sexuellen Existenz außerhalb der binären Ordnung. Als Nomen „Queer“ beschreibt es zweitens Personen, die der Gruppe der „Queers“ angehören und die sich durch das geteilte Gruppenmerkmal der Ablehnung einer heteronormativen Identitätspolitik auszeichnen. Und als Verb „to queer“ bringt es drittens die konkrete Verkehrung der binären Ordnung als körperzentrierte Alltagsirritation und somit als Praxis zum Ausdruck. In diesem Sinne korrespondiert der Begriff „Queer“ sprachlich insofern mit den Bezeichnungen inter*, trans* oder nichtbinär, als dieser eine biologisch fundierte Geschlechtszuweisung mit Verweis auf andere bzw. weitere Zugehörigkeiten ablehnt und gegen das Argument des ‚natürlichen Dimorphismus‘ das der Diversität als körperliche und psychosoziale Tatsache anführt. Vor diesem Hintergrund eint der sich namentlich in aktuellen Bewegungen wie „Transgender Rights Movements“, „Intersex Awareness Day“, „Pink Capitalism“ oder die Einrichtung eines „Internationalen Tags gegen Homo-, Bi- Inter- und Transphobie“ zeigende Protest eine grundsätzliche Kritik am Zwangscharakter einer binär-normativen Identitätspolitik.

Begleitet wird der politische Protest der ‚Queers‘ von entsprechenden Entwicklungen aus dem akademischen Feld, welche seit Beginn der 1990er Jahre in Übereinstimmung

mit ihrem politischen Anliegen zur Etablierung der „Queer Studies“ führen. Beeinflusst u. a. von den Arbeiten Michel Foucaults, Judith Butlers, Terese de Lauretis', Annamarie Jagoses sowie Eve Segdwicks, stehen die Queer Studies für eine kritische Forschungsrichtung, welche die Entwicklung von sexuellen und geschlechtlichen Identitäten als keine naturgesetzlich festgeschriebenen Erscheinungen versteht und stattdessen eine ‚open-ended nature‘ betont. Ausgehend hiervon zielen die Queer Studies auf eine theoriegeleitete Denaturalisierung von binären Identitätspolitik ab und stellen dem normativen Zuweisungscharakter das Argument einer prinzipiell unbestimmbaren Diversität von Geschlechtskörpern, -identitäten und sexuellen Begehrensrelationen gegenüber. Vor diesem Hintergrund wenden sich die Queer Studies gegen jene gesellschaftlichen Normalisierungen, die u. a. als Pathologisierungen, Kriminalisierungen und Marginalisierungen in Erscheinung treten und Personengruppen wie Lesben, Schwule, trans*, inter* oder nichtbinäre Personen zur Spezies, Störung oder Krankheit erklären. Ferner stellen sie der Vorstellung einer stabilen und unveränderlichen Konstitution das Argument der sozialen Konstitution entgegen, welches – etwa mit Verweis auf die Lebens- und Behandlungssituationen von trans* Personen (vgl. Hirschauer, 1993) – anzeigt, dass Geschlechtszugehörigkeiten und sexuelle Orientierungen keine lebenslänglichen Konstanten darstellen (müssen), sondern einem potenziellen Wandlungsprozess unterliegen.

2 Der Körper in den Queer Studies

Mit der Fokussierung auf Fragen zu Geschlecht und Sexualität zählt der Körper in den Queer Studies zu den Basiskategorien, an dem ein Natürlichkeitspostulat vom ‚Echten‘ und ‚Wahren‘ hinterfragt wird: etwa die Annahme von der Unwiderlegbarkeit der Zweigeschlechtlichkeit, der Kategorie des „Männlichen“ oder „Weiblichen“ als normatives Konstrukt oder einer Heterosexualität als Natursache. In der Regel wird der Körper so als jener Ort begriffen, in den sich normative Gesellschaftsdiskurse in der Form von sozialen Erwartungen und Konventionen einschreiben, sich in diesen also materialisieren (etwa, indem als geschlechtertypisch codierte Verhaltensweisen wie der Wimperaufschlag oder das Zwinkern im Flirt übernommen werden, die ihrerseits nur sozial codiert sein können), aber durch den Körper auch transformieren können.

Eine zentrale Wegbereiterin queertheoretischen Denkens ist Judith Butler, die in ihrer 1990 veröffentlichten Arbeit *Gender Trouble* den Ansatz entwickelt, dass keine natürliche Beziehung zwischen Geschlechtskörper, -identität und sexuellem Begehren („sex“, „gender“, „desire“) existiert und die Idee von einer ‚natürlichen Beziehung‘ vielmehr in gesellschaftlichen Diskursen produziert wird, welche über die performativen Körper sichtbar („intelligibel“) werden. Damit, so ihr anschließender Gedanke, resultiert auch die alltägliche Performanz der Geschlechter („gender performance“) aus keiner biologischen Kondition, sondern korrespondiere vielmehr mit einer zeitgenössischen

Erwartungshaltung, welche durch eine sich im Alltag über die Körper wiederholende Praxis („Iteration“) die Vorstellung von einer natürlichen Geschlechtsidentität erzeugt. In diesem Sinne stellt die Geschlechtszugehörigkeit für Butler keine angeborene Expression eines sich als autonom und singulär begreifenden Subjekts dar: Stattdessen nimmt sie sich in der poststrukturalistischen Denktradition einordnend an, dass sich hinter dem quasiindividuellen ‚In-Erscheinung-Treten‘ ein sozialer Fabrikationsprozess verbirgt, den sie mit Michel Foucault als Diskurs begreift. Vor diesem Hintergrund geht es ihr darum, „auf die eigentliche Instabilität und Fragmentierung jeglicher identitätslogischer Kategorie zu insistieren und diese Instabilität politisch und theoretisch produktiv zu nutzen.“ (Villa, 2007, S. 171) In dieser Perspektive begreift Butler das anatomische Geschlecht nicht mehr als Garant für soziale Geschlechterrollen. Stattdessen dreht sie das Verhältnis von sex und gender um, indem sie konstatiert, dass der Geschlechtskörper „nichts anderes als eine Allegorie des Geschlechts“ (Kraß, 2006) sei. Innerhalb dieses Denkrahmens weist sie dem Körper eine doppelte soziale Voraussetzung zu: Einerseits fungiert er bei ihr als eine latente Anrufung („Interpellation“) an die Geschlechter, welche ihre Identität als ein Geschlecht im Rahmen einer alltäglichen Performanz – und somit als fortwährendes Tun mit dem Körper – beglaubigen; andererseits betrachtet sie diese Praxis als kein individuelles Tun, sondern als einen gesellschaftlichen „Apparat, durch den die Produktion von Normalisierung des Männlichen und Weiblichen vonstattengeht.“ (Butler, 2004, S. 46).

Für eine queertheoretische Reflektion des Körpers wirft Butlers Theoriegebäude verschiedene Fragen auf: Wenn Geschlecht und Sexualität nicht als biologisch-determinierte Schicksale, sondern als gesellschaftliche Normierungsweisen begriffen werden, stellen sich die Fragen, wann, wo und wie diese Normen produziert werden und wo sie ggf. an ihre Grenzen stoßen.

Aus dieser Sicht sind es seit es seit den 1990er Jahren u.a. inter* Personen, welche mit Verweis auf ihren qua Geburt gegebenen Körper auf die fehlerhafte Vorstellung einer Kausalität zwischen den Unterscheidungsgrößen Geschlechtskörper, -identität und Sexualität hinweisen und an ihrer eigenen geschlechtlichen Existenz die Konsequenzen verdeutlichen, die ein Denken in binären Kategorien in sich birgt. Im Kontext queerer Bewegungen weist ihre Gruppe ebenso wie die der Poly-, Multi-, Asexuellen oder Fetischisten auf eine konstitutive Grenzziehung hin, über welche die eigene Existenz angezweifelt wird. In diesem Zuge werden im Rahmen queerer Protestbewegung zentrale Gesellschaftsdiskurse wie Medien-, Rechts- oder Medizindiskurse als politische Antipoden herangezogen, an dem eine geschlechtliche und sexuelle Normalisierung kritisiert wird, die etwa als sexualisierte Stereotypisierung, gesetzliche Fixierung oder in der Gestalt von medizinischen Grenzwerten, Diagnosen und Abweichungen in Erscheinung treten (vgl. Krämer, 2020). An die in den medizinischen Katalogen festgelegte Normalisierung schließt ferner eine komplexe Apparatur der praktischen Differenzierung an: Viele inter* Personen wurden in der Kindheit ‚normalisiert‘, d. h. hormonell und chirurgisch (etwa an ihren Geschlechtsorganen) einer binären Vorstellung von Geschlecht und der mit

diesen verbundenen sozialen Erwartungen angepasst. Gleichzeitig ist mit der expliziten Regulierung ihrer Körper als Geschlechtskörper eine implizite Regulierung ihrer Sexualität im Sinne einer heterosexuellen Norm verbunden. Denn die invasiven und irreversiblen Eingriffe gehen häufig mit traumatischen Eingriffen an den Geschlechtsorganen einher, wie das sog. ‚Bougieren‘, welches bei medizinisch feminisierten inter* Kindern ein Zusammenwachsen der operativ hergestellten Vaginalöffnung verhindern soll und hierzu ein regelmäßiges Dehnen mittels eines ‚Phantoms‘ vorsieht.

Unter Berücksichtigung einer lebensweltlichen Relevanz fordern einige Queertheoretiker*innen dazu auf, sich in einem ersten Schritt mit den Lebenssituationen von queeren Personengruppen vertraut zu machen und ihren Blick einzunehmen. Der US-amerikanische Queertheoretiker Jack Halberstam (2001) hat hierzu das Konzept des „transgender gaze“ entwickelt, welches im Kontext der Queer Studies zunehmend Anerkennung findet. Mit dem in Anlehnung an Foucaults „ärztlichen Blick“ entwickelten Konzept fordert Halberstam zu einem Perspektivwechsel auf, um sich im Sinne eines empathischen und solidarischen Miteinanders mit Menschen mit Geschlechtervariationen vertraut zu machen und ihren ‚Blick‘ einzunehmen. Im Zentrum seiner Ausführungen steht die Kritik, dass sich verschiedene gesellschaftliche Bereiche (bei ihm insbesondere die Filmindustrie und Forschung) zwar aktuell umfassend trans* Wirklichkeiten widmeten, ihre Bemühungen jedoch lediglich ein rudimentäres Bild darüber zeichnen, was es heiße, trans* zu sein. Damit werde die gegenwärtige Aufklärung über das Thema primär von Arbeiten bevölkert, die aus der Sicht von Filmschaffenden und Forschenden produziert würden und somit an der Oberfläche verharren.

Eine weitere zentrale Vordenkerin für die Etablierung eines queeren Denkens ist Monique Wittig, welche zu Beginn der 1980er Jahre dem Alltagsdenken über Geschlecht ein unrealistisches Dasein attestierte, weil, so ihre zentrale Kritik, dieses statt Nuancen, Variationen und Differenzen zu erkennen, auf dem Prinzip der Homogenisierung operiere. Kategorien, wie ‚der Mann‘ oder ‚die Frau‘, repräsentierten nach ihr aber keine „natürliche Gruppe“ (Wittig, 2003, [1981], S. 158). Vielmehr sei die Vorstellung von der „Natur der Frau [...] nur eine Idee“ (ebd.; s. auch Villa, 2007, S. 168). Um dieses Argument zu untermauern, verweist sie auf die Existenz lesbischer Frauen, welche in ihrer alltäglichen Praxis, den Formen des gleichgeschlechtlichen Umgangs, der Zuneigung und Sexualität, eine normative Vorstellung von weiblicher Identität durchkreuzten, indem sie sich insbesondere einem männlichen Zugriff entziehen.

Etwa zeitgleich mit Wittig argumentierte Eve Kosofsky Sedgwick in ihrer 1985 veröffentlichten Arbeit *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire*, dass neben Geschlechter- auch Sexualkategorien ideengeschichtliche Konzepte seien. In ihren Analysen beschreibt sie, dass sowohl Homophobie als auch männliche homoerotische Begehrensstrukturen einen integralen Bestandteil abendländischer literarischer Erzählmuster darstellten. In diesem Sinne sei ein binäres Denken über Geschlecht und Sexualität tief im Bewusstsein der westlichen Kultur verankert, von wo aus sie Einfluss auf die Lebensentwürfe der Individuen sowie auf verschiedene Institutionen wie Familie und Ehe ausübten.

Zu diesen Arbeiten reihen sich seit den 1990er Jahren zunehmend postkoloniale und intersektionale Ansätze, welche Fragen nach Geschlecht und Sexualität mit weiteren Differenzmerkmalen wie ‚race‘ bzw. Ethnizität, Alter, Hautfarbe und Klasse thematisieren. Die von ihnen ausgehende zentrale Kritik lautet, dass die feministische Theorie als auch Teile der Queer Studies primär ethnozentrisch agierten und eine Kritik an den Verhältnissen vornehmlich aus der Perspektive der*des weißen, westlichen Wissenschaftler*in formuliert werde. So konstatiert Cheryl Clarke (1996), dass im Rahmen einer queeren Kritik häufig verallgemeinerte und verallgemeinernde Kategorien stünden, wie das der ‚Frau‘, die einem ethnozentrischen Denken über Geschlecht auf-sattelten, was sie damit erklärt, dass bereits die Kategorie ‚Frau‘ keinem Kulturvergleich standhalte. Ihr zentrales Argument lautet, dass nicht nur das Leben als weiblich, männlich oder homosexuell vom jeweiligen gesellschaftlichen Umgang mit Differenz geprägt werde, sondern sich auch die Diskriminierungserfahrungen sehr stark unterscheiden, wenn man die jeweiligen Gesellschaftssituationen und Lebensumstände berücksichtigt. In diesem Sinne, so Clarke weiter, existiere weder eine singuläre Vorstellung von Geschlechtsidentität noch von Geschlechterdifferenz, welche sich hinter der Kategorie verbirgt; denn die Situation werde nicht nur durch das Geschlecht, sondern auch von anderen Differenzmerkmalen wie der Hautfarbe und Herkunft geprägt. Schwarze Frauen machten demnach andere Erfahrungen mit Marginalisierung als weiße Frauen, von denen überwiegend in der Forschung die Rede sei.

Doch die Queer Studies umfassen nicht nur ein Themenspektrum, welches um theoretische Fragen der binären Vergeschlechtlichung und Sexualisierung kreist, sondern verstehen sich auch als methodische Ansätze, um soziale Situationen der (De-)Konstruktion von Geschlecht empirisch zu erfassen. So fordert Andreas Kraß (2006) seit einigen Jahren dazu auf, queere Forschung nicht nur auf Fragestellungen zur Konstruktion von Schwulen, Lesben, inter* oder trans* Personen zu konzentrieren, sondern auch danach zu fragen, wie sich eine Geschichte der Heterosexualität zeigt und welches implizite und explizite Verhältnis aus dieser zu Themen wie Queer und Homosexualität erwächst. Seine zentrale These lautet, dass die Homosexualität nicht nur erst im 19. Jahrhundert als westlicher Diskursgegenstand erfunden, sondern mit ihr vor allem die Heterosexualität als ein wirkmächtiges kulturelles Prinzip konstituiert worden sei.

Mit Blick auf die Verhandlung von Differenz rückt die Forscher*innengruppe um Stefan Hirschauer im Rahmen ihrer Arbeiten zu „Un/doing differences“ seit einigen Jahren verschiedene soziale Mechanismen in den Blick, die an der Klassifikation des Humanen beteiligt sind (vgl. Hirschauer, 2017). In der Tradition Georg Simmels, welcher sich bereits zur Wende ins 20. Jh. mit Fragen zum menschengemachten „Menschenmaterial“ beschäftigte, sowie im Anschluss an Überlegungen Judith Butlers zur Wirkungsweise von Differenzierungen (Butler, 2016) und Alain Badiou zum Verschwinden des Subjekts (Badiou, 2014), gehen die Forschungen darauf ein, wie Differenzierungsprozesse in Interaktionen, Institutionen und Diskursen wirken und wie das ‚doing‘ von Differenz mit dem ‚undoing‘ zusammenhängt bzw. aufseiten der klassifizierten Subjekte ein ‚undoing‘ evoziert. Im Zentrum steht hier die Frage, auf welche

Weise Menschen als soziale Akteure Klassifikationsmodelle erschaffen, um sich selbst innerhalb einer Gattung über die Konstruktion von Differenzmerkmalen voneinander zu separieren und diese anschließend als „Praktiken der Humandifferenzierung“ mitsamt ihren Folgen, Subversionen, Affirmationen und Widersprüchen zu reflektieren. So setzt sich Damaris Nübling (2017) aus diesem Forschungskontext speziell mit der Klassifikation von Geschlecht in der Alltagssprache auseinander. An qualitativen Interviews mit trans* Personen macht sie deutlich, wie diese durch einen strategischen Umgang etablierte Sprachstrukturen, die eine binäre Kategorisierung als subtiles Vorzeichen des Denkens anleiten (etwa über den Gebrauch von Vornamen, Pronomina oder Artikeln), unterwandern und sich damit als ein anderes, eigenes Geschlecht sichtbar machen, etwa durch Vergabe eines geschlechterneutralen Namens wie Alex, Kim oder Michel.

Körper und Dinge in den Queer Studies

Als Gegenreaktion auf die Dominanz poststrukturalistischer Ansätze haben in den Queer Studies in den letzten Jahren verschiedene Ansätze ein erweitertes theoretisches Verständnis vom Körper entwickelt. Eine in den letzten Jahren zunehmend anerkannte Arbeit stellt das *Kontrasexuelle Manifest* des spanischen Queertheoretikers Paul Preciado (2003) dar, welcher Überlegungen Donna Haraways mit Ansätzen Derridas und Foucaults kombiniert und so ein ‚antinormatives Widerstandskonzept‘ entwickelt, das von der Differenz her gedacht ist. Ähnlich wie Butler zielt auch Preciado auf eine Dekonstruktion binären Denkens ab, legt jedoch mit dem Begriff der „Kontrasexualität“ einen Neuentwurf für ein gesellschaftliches System vor, das mit einem bestehenden „heterozentrischen Sozialvertrag“ (Preciado, 2003, S. 10) bricht. Er selbst fasst dies wie folgt zusammen: „Kontrasexualität ist eine Theorie des Körpers, die sich außerhalb der Opposition maskulin/feminin, Männchen/Weibchen, heterosexuell/homosexuell stellt. Er definiert Sexualität als Technologie und betrachtet die unterschiedlichen Elemente des Systems Sex/Gender [...] ebenso wie deren Praktiken und sexuellen Identitäten.“ (ebd., S. 11) In diesem Sinne schließt sich Preciado einerseits dem queertheoretischen Grundsatz an, der sich gegen heteronormative Annahmen richtet und damit auch gegen die Vorstellung, dass sexuelles Begehren stabil und absolut gesetzt werden könne. Andererseits zielt er mit dem Entwurf der kontrasexuellen Gesellschaft auf die Befreiung der Individuen von geschlechtlichen und sexuellen Zwängen ab. Um dies zu realisieren, setzt er auf einen theoretischen Gesellschaftsentwurf der sexuellen und geschlechtlichen Egalität, der mündigen Subjekte sowie auf das Recht, über jedwede geschlechtliche und sexuelle Variation und Empfindung offen sprechen zu dürfen, ohne dabei Diskriminierung fürchten zu müssen. Seine zentrale These lautet, dass nicht erst fixe Kategorien wie „Mann“, „Frau“ oder „trans*“ Begehrensrelationen erzeugen sowie auch der Körper keine geschlossene Entität darstellt, sondern vielmehr in seiner Einzelheit sexualisiert werden könne. Hierzu greift er Überlegungen aus dem New Materialism auf und zeigt an diesen, dass der ‚sexualisierte Körper‘ als Grundlage für die Fabrikation sexualisierter Prothesen, wie Vibratoren, Dildos oder sadomasochistisches Werkzeug

dient und diese auf einen strategischen Einsatz und Umgang mit Körpern abzielen, indem sie diesen imitieren, unterwerfen und gefügig machen aber auch durch Zweckentfremdung eine normative Funktionalität in ihren Gegensatz verkehren können. In diesem Sinne drücke sich eine Affirmation aber auch Subversion von Geschlechter- und Sexualordnungen ebenso über die Dinge aus, die aber innerhalb spezifischer Gebrauchskulturen ebenso zum Widerstand und zum Unterlaufen eingesetzt würden. Mit diesem Argument richtet er sich auch gegen Butler und argumentiert, dass die Reproduktion normativer Vorstellungen von Geschlecht nicht nur eine Performativität der Körper voraussetzt, sondern auch in der Materialität der Dinge zum Ausdruck kommt, die gleichsam eine spezifische Begehrensstruktur in der Form künstlicher Organe anzeigen.

Vor diesem Hintergrund existieren diverse Parallelen zwischen Paul Preciado und Positionen aus dem Trans- und Posthumanismus sowie jenen sich seit den 1980ern Jahren herausbildenden Strängen der Science and Technology Studies, welche im Kontext einer gender und queertheoretischen Forschung vor allem auf die Schriften Donna Haraways rekurrieren. Im Hinblick auf eine queertheoretische Positionierung des Körpers sucht Haraway nach neuen Formen, wie es Paula Villa beschreibt, „sich einen theoretisch stimmigen Reim auf die ‚Unfassbarkeit‘ (oder auch ontologische ‚Uneigentlichkeit‘) des Geschlechtskörpers zu machen, ohne den tradierten dualistischen Denkmustern zu folgen [...]“ (Villa, 2017, S. 218). Dabei geht es Haraway vor allem darum, den Körper im Rahmen einer feministischen Kontextualisierung radikal neu zu denken und diesen als soziale Konstruktion mit eigenem Gewicht zu verstehen, an dessen Modellierung im Wesentlichen die Wissenschaften beteiligt sind.

Im deutschsprachigen Raum ist es insbesondere Barbara Duden, welche, z. T. in Abgrenzung zum poststrukturalistischen Holismus, dafür plädiert, das situative ‚Sein‘ als Geschlecht als konkrete „Leibhaftigkeit“ (Duden, 1993, S. 28) zu begreifen. So konstatierte sie bereits in den frühen 1990er Jahren in Abgrenzung zu Butlers Theorem: „Mir geht es um das genaue Gegenteil dieser dekonstruktiven ‚Performanz‘, in der das, was ich spüre, fühle, schätze, zum gespensterhaften Schattenbild meines sozial determinierten Benehmens gemacht wird.“ (ebd.) Statt von einer diskursiv produzierten Verortung im Sozialen auszugehen, akzentuiert Duden verschiedene Dimensionen, über die sich Subjekte über ein konkretes Körpererleben als Geschlecht begreifen und deren subjektive Zuschreibungen sie auf der Grundlage historischer Dokumente herausarbeitet. Hierzu unterscheidet sie in vier Dimensionen (S. 30). Erstens der kinästhetischen (als wahrgenommene, *kinesis* = Bewegung): „d. h. sie [die Geschlechter, hier Frauen, D.K.] nehmen sich als angeregt, hurtig, träge, verstockt, verhärtet wahr.“ Zweitens der haptischen, als „ertastetes und nicht optisch visualisiertes Erleben. Es schwillt, fehlt, sprießt, drückt, kribbelt, beißt, würgt.“ Drittens der Synästhetischen, als Mit-Empfundenes; „Geschmack und Geruch, Galle, Fäulnis und Erquickung, aber auch Hitze und Kälte fließen ineinander: in der Leber, im Magen, in der Mutter.“ Sowie viertens der Wesensorientierten, wonach alle „all diese Erlebniskomponenten ihrem Wesen nach orientiert“ seien.

3 Das Beispiel Drag als Körperpraxis

Die Körpersoziologie ist in ihren Binnenausrichtungen von einem anthropologischen Denken geprägt, mit dem sie den Körper und die mit ihm praktizierten Tätigkeiten als keine individuell-isolierten Erscheinungen, sondern in der Tradition Marcel Mauss, als „soziales Totalphänomen“ begreift und mit diesem Blick die Verbindungen zwischen der Sozialität der Menschen und der Materialität ihrer Körper ins Zentrum rückt. Diese Ausgangslage umgrenzt einen thematischen Rahmen, eröffnet zugleich aber auch ein weites Feld dafür, wie sich dem Körper soziologisch angenähert werden kann und welche Rolle ihm beigemessen wird. Wie gezeigt, zeichnen sich die Queer Studies zwar durch einen heterogenen Fundus an körperzentrierten Perspektiven aus, doch vereint diese im Kern ein Verständnis vom Körper, welches sich durch konsequente Infragestellung einer natürlichen, angeborenen und ahistorischen Kondition auszeichnet. Dieser Ansatz eröffnet für die körpersoziologische Forschung zugleich das Potenzial, Praktiken der Affirmation und Subversion von Geschlechter- und Sexualordnungen vom Körper her zu denken und hierbei zwischenmenschliche Beziehungen als Fundament dafür heranzuziehen, wie sich im Miteinander Materialisierungsprozesse konstituieren.

Drag, verstanden als eine Praxis des temporären Geschlechtswechsels und ihrer kunstvollen Inszenierung, kann als aufschlussreiches Beispiel dafür dienen, wie eine binäre Geschlechterordnung mittels einer über den Körper zum Ausdruck kommenden Geschlechterparodie reproduziert aber auch subvertiert wird. Verschiedene Autor*innen aus dem Kontext von Gender und Queer Studies greifen inzwischen auf das Beispiel des Drag zurück, das sie als eine Art soziales Laborszenario begreifen, um an diesem grundlegende Fragen nach der zwischenmenschlichen Aushandlung von Geschlechtergrenzen zu diskutieren und ihre Überlegungen empirisch zu fundieren (u. a. Butler, 1990; Hutcheon, 1986; Murnen & Byrne, 1991), z. B. im Rahmen ethnographischer Untersuchungen (z. B. Greaf, 2015). Hierzu eignet sich Drag gerade deswegen, da es die Performanz von geschlechtlichen Inszenierungen als keine Natursache behandelt, sondern als praktische Umsetzung von sozialen Arrangements zum Ausdruck bringt. Damit schärft die Praxis des Drag aus sich heraus bereits ein Verständnis für die soziale Formgebung, die eine bestimmte Vorstellung von weiblich und männlich, aber auch von androgyn, butch oder femme unterliegt.

Für Butler (1990) macht die Praxis des Drag die Instabilität in der alltäglichen Vorstellung einer Kausalbeziehung zwischen sex, gender und desire deutlich. Am Drag führt sie die theoretische Überlegung aus, dass die Unterscheidbarkeit in ‚natürliche Geschlechter‘ eine Sozialsache darstellt, die auf dem Prinzip der Wiederholbarkeit einer sozial codierten Geschlechterperformanz beruht, was Drag auf anschauliche Weise zum Ausdruck bringt. In diesem Sinne stellt für sie Drag ein Beispiel dafür dar, wie die Idee von der Geschlechterperformanz kein Ausdruck einer „inner truth“ sei, sondern vielmehr ein Lernprozess darstellt, der auf der einstudierten Verkörperung von sozialem Wissen beruht. Ähnliche Überlegungen hatte Stefan Hirschauer bereits anschaulich am Beispiel von trans* Personen entwickelt, die neben einer körperlichen auch eine soziale

Geschlechtsanpassung durchleben müssen, um im Alltag als ‚echt‘ wahrgenommen zu werden (Hirschauer, 1993). Vor diesem Hintergrund parodiert Drag für Butler nicht nur die Inszenierung als ein Geschlecht, es parodiert vor allem die Vorstellung von Geschlecht als biologisches Schicksal, dessen Schicksalscharakter nach ihr durch eine alltägliche Performanz entsteht, die als normal, originär und natürlich wahrgenommen werde.

Praxistheoretisch lässt sich Drag somit auch als eine Praxis des doing bzw. undoing gender verstehen, mit dem eigenen Körper in ein Spiel mit dem Normativen und Konventionellen einzutreten und durch Übertreibung, Verzerrung und Verspottung die Vorstellung von einer originären Geschlechtsidentität zu irritieren. Wie Linda Hutcheon (1986) bereits in den 1980er Jahren im Rahmen ihrer *Theorie der Parodie* ausgeführt hat, beruht die affektive Reaktion, die das Drag evoziert, auf dem Prinzip des Komischen, das sich in der Wiederholung mit einer kritischen Differenz einstellt. Ihr politischer Modus sei, wie auch Butler bereits im Vorwort zu *Gender Trouble* (1990) erläutert, das Lachen der Anderen, das aus der Verkehrung des Normalen resultiert und welches sich als Praxis des politischen Protests begreifen lässt. In dieser Hinsicht schließt der Grundtenor der Geschlechter-Parodie an die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Vorsilbe „para“ als „gegen“ an. Im Kontext von Queer bedeutet dies, jene normativen Annahmen, die sex, gender und desire als unumstößliche Originale verhandeln, als kontextuelle Konventionen zu karikieren. Damit ist Drag nicht nur ein Ausdruck der Irritation, vielmehr verweist das Potenzial der Imitation auf die Sozialität der Geschlechterperformanz. Bei dieser nimmt der Körper insofern eine Schlüsselrolle ein, als er nicht nur zu jenem ‚Ort‘ wird, an dem geschlechtlich codierte Accessoires wie schillernd geschminkte Gesichter, überlange Wimpern, akkurate Augenbrauen, bunte Perücken, knallig farbene Lippen, Glitzer in Haar und Dekolleté sowie weitere Attribute von geschlechtsanzeigenden Wert wie Rüschchen, Masken, Fächer, hohe Absätze, Hüte sowie Brust- und Po-Push-Ups ihren Platz finden, sondern der Körper selbst als ein Geschlecht über das Einstudieren einer Geschlechterperformanz in Erscheinung tritt; wozu das sichere Laufen auf Stöckelschuhen ebenso zählt wie ein effeminiertes Sprechen mit Kopfstimme, das stimmige Nach-Hinten-Werfen des Haares sowie das Herausstellen der Hüfte, das Kreuzen der Beine sowie verschiedene Weisen des Schauens.

Hieran anschließend argumentieren Sarah Murnen und Donn Byrne (1991), dass sich die Irritation beim Drag durch eine Performanz der „Hyper-Femininity“ und „Hyper-Masculinity“ einstellt, die auf einer übertriebenen Stereotypisierung von Geschlecht beruht. In dieser Hinsicht stelle Drag nicht nur eine Transgression von Geschlechtergrenzen dar, vielmehr bringe diese zum Ausdruck, dass es sich bei den Vorstellungen von Grenzen um soziale Konventionen handelt, die aufgrund ihres normativen Charakters als natürlich wahrgenommen werden. Damit argumentieren sie ähnlich wie Caitlin Greaf (2015), die in ihrer ethnographischen Studie über Drag queens zu zwei zentralen Einblicken gelangt: Erstens, dass nicht nur Geschlechtsidentitäten und -körper soziale Konstrukte darstellen, sondern auch die Performanz der Drag queens selbst, die in dieser Weise nämlich nirgendwo anders existiert. Und zweitens, dass die Performanz des

Drag zwar eine heteronormative Ordnung reproduziert, mit der Stereotypisierung von Geschlecht zugleich auch einen sozialen Aufführungscharakter betont und so Geschlecht als soziales Arrangement ausweist. In dieser Hinsicht stellten Drag queens den Inbegriff dafür dar, wie eine heteronormative Ordnung durch Transgression von Geschlechtergrenzen zugleich reproduziert und subvertiert werde.

4 **Fazit: Queer Studies und Körpersoziologie**

Wie kann die queertheoretische Forschung von einer soziologischen Sicht auf den Körper profitieren? Die bisherigen Ausführungen verweisen auf drei Schwerpunkte, sich dem Körper als sozialen Gegenstand anzunähern: als praktisch tätigen Körper, als spürenden Körper sowie als Produkt von Diskursivierung.

Praxis des Körpers

In der Tradition der Praxistheorie werden körperliche Praktiken nicht als Verhalten verstanden, sondern als sinnhaften Vollzug, in den soziale Bedeutungen eingelagert sind, die über den Körper in Erscheinung treten und von anderen gelesen, aufgenommen und weitergetragen werden. In diesem Sinne handelt es sich bei Praktiken um sozial codierte Erscheinungen, als ihrer Anwendung eine kommunikative Seite immanent als auch emergent ist und sie somit als Bindeglied des Austauschs zwischen Struktur und Körper fungieren. Vor diesem Hintergrund umfassen Praktiken ein organisiertes Bündel von Tätigkeiten, das alle Körperpraktiken enthält, darunter routinisierte Mimik ebenso wie das Gestikulieren, Tippen, Telefonieren, Laufen, Tanzen etc. Gleichzeitig fußt diese Perspektive auf dem Grundsatz, dass Menschen in ihrem Miteinander nicht ‚untätig‘ sein können und alles, was sie im Miteinander somit ‚sind‘, folglich ein ‚tuendes Sein‘ ist.

Mit Blick auf die Queer Studies, eröffnet eine praxistheoretische Schwerpunktsetzung das Potenzial, die Stabilisierung sowie Subversion von Geschlechter- und Sexualordnungen als Praxis zu beobachten und vom Körper aus zu untersuchen.

Als aufschlussreich haben sich hierbei Untersuchungen erwiesen, die Körperpraktiken zum Gegenstand des Umarbeitens von Geschlecht und Sexualität untersuchen. Bereits 1967 konnte Harold Garfinkel an der Geschlechtsanpassung der trans* Person „Agnes“ zeigen, in welcher Weise ein Wechsel des Geschlechts nicht nur einen medizinische ‚Umbau‘ des Körpers erforderlich macht, sondern vor allem ein feines Gespür für das soziale Verständnis für die Praktiken der alltäglichen Herstellung von Geschlecht benötigt. Sich in diese Tradition der ethnomethodologischen Forschung einreihend hat Hirschauer 25 Jahre später gezeigt, wie der Geschlechtswechsel vor allem einen körperlichen Lern- und Anpassungsprozess voraussetzt, um im alltäglichen Miteinander nicht weiterhin als das ‚falsche‘ Geschlecht aufzufallen. Hierzu zählen neben einem Aufbrechen der persönlich routinisierten Körperweisen, darunter Geh-, Blick-, Sprech- und Gestikulationsweisen, ferner verschiedene Gegenstände, die die Geschlechtsdarstellung unterstreichen, wie etwa der richtige Umgang mit Make-Up, das Schieben des

Kinderwagens oder das lässige Halten einer Zigarette im Mundwinkel, sozial codierte Gegenstände, die ihrerseits Geschlechtszugehörigkeiten unterstreichen.

Ausgehend hiervon stellt sich mit Blick auf die Queer Studies aktuell etwa die Frage, wie auch jene Gruppen und ihre Körper in verschiedenen Feldern in Erscheinung treten, die in der Forschung bislang weitestgehend unberücksichtigt blieben. Hier zählen aktuell u. a. jene Personengruppen, die sich als nicht-binär bzw. non binary, enby, bi gender sowie gender fluid begreifen: Während sich non binaries in ihrem Selbstverständnis darauf verständigen, eine binäre Geschlechterklassifikation gänzlich abzulegen, fordern bi genders die Freiheit des Wechsels zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht ein während wiederum gender fluids der Vorstellung von einem starren und lebenslangen Geschlecht das Konzept des Flexiblen und Wandelbaren entgegen halten. Körpersoziologisch stellt sich so etwa die Frage, wie (k)eine Zugehörigkeit zu diesen relativ neuen Geschlechterformen umgesetzt wird, wie Darstellungs- und Interaktionsweisen interpretiert und umgearbeitet werden und wie angesichts der eigenen Position ein neuer Sinn über die Körper erzeugt wird.

Körperliches Spüren und Erleben

Mit dem Ziel die Verschränkung der Triade sex, gender und desire zu lösen, ist eine leiblich-affektive Alltagsevidenz angesprochen, welche die eigene Existenz als Person mit einem Geschlecht und einer Sexualität als spürbare Gewissheit, als Affekt erfahrbar macht. In diesem Sinne ist mit der Gewissheit einer Zugehörigkeit zu einer Geschlechterkategorie, wie etwa zu der des Mannes, nicht nur ein praktisches ‚Sein‘ oder eine mentale Überzeugung angesprochen. Vielmehr ist mit dieser ein körperliches Spüren und Erleben des ‚Männlichseins‘ verbunden, das das so klassifizierte Individuum in bestimmter Weise in der Gesellschaft verortet: „Durch die vermeintliche Fundierung des Geschlechts in der leiblichaffektiven Betroffenheit des Begehrens verschränken sich Körper(wahrnehmung), Geschlecht und Sexualität wechselseitig, denn sexualisierte Situationen, sexuelles Begehren und sexuelles Handeln sind emotional aufgeladene Momente, in denen Geschlechterdifferenz und gleichheit immer wieder bestätigt und aktiviert wird.“ (Duttweiler, 2017, S. 236).

Mit Blick auf die Einflussnahme von heteronormativen Ordnungen wendet sich die Queer Phänomenologie seit einigen Jahren Fragen nach dem körperlichen Spüren und Erleben von queeren Personen zu. Im Gegensatz zur Praxistheorie steht in ihrem Zentrum die Frage, wie ein Leben außerhalb eines gesellschaftlichen Normbereichs, z. B. als inter*, trans*, enby oder homosexuell, körperlich erfahren wird, welche Emotionslagen sich im sozialen Miteinander einstellen und wie das eigene Erleben des Selbst wiederum auf soziale Strukturen verweist. So argumentiert Sara Ahmed in ihrer *Queer Phenomenology* (2006), dass Körpern und Sexualitäten außerhalb einer heteronormativen Ordnung durch die fehlende Orientierung ein inneres Gefühl von sich selbst als „natürlich“ fehle und sie dieses erst erschaffen müssten. Sie erklärt dies damit, dass es sich bei spürenden Körpern stets um soziale Körper handle, die innerhalb eines normativen Kontexts auf eine „Richtungsweisung“ („Direction“) durch

Andere angewiesen seien, diese jedoch ausbleibe, wenn man außerhalb eines (hetero-) normativen Kontexts existiere. Vor diesem Hintergrund begreift Ahmed ein Gefühl der Desorientierung nicht nur als Ergebnis einer sozialen Exklusion, sondern vor allem als queeres Potenzial: Das Gefühl, die eigene geschlechtliche und sexuelle Existenz als anders, störend und seltsam zu erleben, eröffnet für sie die Möglichkeit, aus dem Affektiven das Potential zur Hinterfragung normativer Gewohnheiten abzuleiten. Vor diesem Hintergrund begreift sie das innere Erleben als Seismograph für den Status Quo einer gesellschaftlichen Situation im Umgang mit Geschlecht und Sexualität.

Geschlecht und Sexualität als Wissen

In der Soziologie besteht der Grundkonsens, dass die Beziehungen der Menschen zueinander und zur Welt nicht natürlich gegeben sind, sondern innerhalb kollektiv-verbindlicher Wissenssysteme erzeugt werden. Die angenommenen Paradigmen unterscheiden sich dann je nach der theoretischen und methodischen Bedeutung, die dieser Einschätzung eingeräumt wird. Eine wissenssoziologische Thematisierung von Geschlecht und Sexualität fokussiert auf die Produktion einer bestimmten Identitätspolitik innerhalb verschiedener Diskurse (z. B. „DSD“/„Intersexualität“ im Medizindiskurs oder „Transgender“ und „Homosexualität“ im Rechts- oder Sportdiskurs etc.) und stellt die Frage danach, wie im Rahmen einer bestimmten Wissensproduktion Wahrnehmungs-, aber auch Klassifikations- und Behandlungsweisen erzeugt und als legitim beglaubigt werden.

Ferner ist mit der wissensbasierten Identitätspolitik eine weitere empirische Dimension angesprochen, welche die Produktion sozialer Selektionen, wie z. B. Diagnosen oder Disqualifikationen, zu subjektiven Tatsachen macht. Mit Blick auf den Körper eröffnet eine wissenssoziologische Reflektion das Potenzial, Antworten darauf zu finden, wie innerhalb verschiedener sozialer Felder mit Bezug auf den Körper verschiedene Grenzziehungen als ‚natürlich‘ und ‚normal‘ etabliert werden, wie sich diese Grenzziehungen im Laufe der Zeit verändern sowie in verschiedenen Räumen, wie „Online Intersex Communities“ (Still, 2008), Internetforen oder Selbsthilfegruppen aufgeweicht und modifiziert werden. Damit hat eine wissenssoziologische Reflektion das Potenzial, die Erzeugung von Subjekten über den Körper sowohl als extrinsische als auch intrinsische Formgebung zu untersuchen.

Literatur

- Ahmed, S. (2006). *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*. Duke University Press.
- Badiou, A. (2014). *Theorie des Subjekts*. Diaphanes.
- Butler, J. (1990). *Gender trouble*. Routledge.
- Butler, J. (2004). Gender-Regulierungen. In U. Helduser, D. Marx, T. Paulitz, & K. Pühl (Hrsg.), *Under Construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis* (S. 44–57). Campus.

- Butler, J. (2016). *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Suhrkamp.
- Clarke, C. (1996). Lesbianism. An act of resistance. In S. Jackson & S. Scott (Hrsg.), *Feminism and sexuality* (S. 155–161). Columbia University Press.
- Duden, B. (1993). Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. *Ein Zeitdokument. Feministische Studien*, 2(93), 24–33.
- Duttweiler, S. (2017). Sexualität. Forschungsfelder und methodische Zugänge. In R. Gugutzer, G. Klein, & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie* (Bd. 2, S. 231–244). Springer VS.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Greaf, C. (2015). Drag queens and gender identity. *Journal of Gender Studies*, 25(6), 655–665.
- Halberstam, J. J. (2001). The Transgender Gaze in Boys Don't Cry. In: *Screen* 42(3), 294–298.
- Hester, D. (2004). Intersexes and the end of gender: Corporeal ethics and postgender bodies. *Journal of Gender Studies*, 13(3), 215–225.
- Hirschauer, S. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Suhrkamp.
- Hirschauer, S. (2017). *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Velbrück Wissenschaft.
- Hutcheon, L. (1986). *A Theory of Parody*. University of Illinois Press.
- Krämer, D. (2020). *Intersexualität im Sport. Mediale und medizinische Körperpolitiken*. Transcript.
- Kraß, A. (2006). „Die Heteronormativität aufbrechen. Anderes denkbar machen.“ Interview mit Ansgar Skoda vom 10. Juli 2006. <http://www.kritische-ausgabe.de/artikel/%C2%BBdie-heteronormativit%C3%A4t-aufbrechen-anderes-denkbar-machen%C2%AB>. Zugriffen: 15. Febr. 2020.
- Murnen, S. K., & Byrne, D. (1991). Hyperfemininity: Measurement and initial validation of the construct. *The Journal of Sex Research*, 28, 479–489.
- Nübling, D. (2017). Personennamen und Geschlechter/un/ordnung. Onymisches doing und undoing gender: Praktiken der Humandifferenzierung. In S. Hirschauer (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung* (S. 307–335). Velbrück Wissenschaft.
- Preciado, P. B. (2003). *Kontrasexuelles Manifest*. B-books.
- Sedgwick, E. K. (1985). *Between men. English literature and male homosocial desire*. Columbia University Press.
- Still, B. (2008). *Online Intersex Communities. Virtual Neighborhoods of Support and Activism*. Cambria Press.
- Villa, P.-I. (2007). Kritik der Identität, Kritik der Normalisierung – Positionen von Queer Theory. In P.-I. Villa & H. Lutz (Hrsg.), *Images von Gewicht Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA* (S. 165–190). transcript.
- Villa, P.-I. (2017). Feministische Theorie. Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. In R. Gugutzer, G. Klein, & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie* (Bd. 1, S. 205–221). Springer VS.
- Wittig, M. (2003). One is Not Born a Woman. In L. M. Alcoff & E. Mendieta (Hrsg.), *Identities. Race, Class, Gender and Nationality* (S. 158–162). Blackwell. (Erstveröffentlichung 1829).